**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 27 (1923-1924)

Heft: 2

**Artikel:** Die junge Gefangene

Autor: Hohlbaum, Robert

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-663656

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Die junge Gefangene.

Novelle von Robert Hohlbaum.

André Chénier saß nun schon drei Stunden still, ohne einen Muskel zu rühren, auf dem Holzsessel seiner elenden Zelle und starrte durch das vergitterte Fenster. Zuerst hatte er nichts gesehen als die dunkle, brauende Masse der Nacht, dann war diese einem gelbgrauen, schmutzigen Nebel gewichen, der immer heller geworden, und nun unterschied er schon deutlich die tödlichkahlen Hofmauern, bedacht von einem trüben, schweren Himmel.

Langsam strich der junge Chénier über die glatte weiße Stirne, als wollte er einen lästigen Traum verscheuchen. Langsam hob er den Kopf, warf die Locken in den Nacken, schüttelte sich und krallte die Nägel in die Hand, dis es ihn schmerzte. Es nützte alles nichts, es war Wirklichkeit. Er saß im Gefängnis von Saint-Lazare und war angeklagt, angeklagt... welsches Verbrechens denn? Das wußte er nicht, und — ein bitteres Lächeln umspann seinen Wund — die Ankläger wußten es wohl vorläufig selbst nicht. Mühsam erinnerte er sich, wie alles gekommen war.

Er war gestern im Abenddämmern aus seinem kleinen Landhaus im Gehölz bei Versailles, wo er seinen Dichterträumen nachhing, über die freie Wiese und den stillen Waldweg nach der Wohnung seines Freundes gegangen wie alle Tage. Der Freund war nicht daheim gewesen, nur dessen Gattin und Mutter. Kaum hatten sie zehn Worte gewechselt, da hatte es wild an die Tür gepocht, eine Stimme hatte "Im Namen der Nation!" gebrüllt, dann waren drei verwahrloste Kerle mit der Trikolore ins Zimmer gestapft, hatten ein Kreuzverhör mit ihm angestellt, ihn endlich fortgeschleppt, in einen Wagen gestoßen und hier wieder ausgesladen.

Das war alles so rasch vorübergegangen und so nebelhaft in seiner Erinnerung, daß er sich kaum an eines der Worte, die er mit seinen Häschern gesprochen hatte, erinnern konnte. Nur eins stand noch bildhaft vor ihm: der Weg, den er gestern gegangen; die weite Wiese, auf der das Mondlicht lag; der Heugeruch, das Grillenzirpen, der letzte Wind, der durch Ried und Gräser strich, und am Himmelsrand der schwere, schwarze Wald. Eine kleine Melodie hatte sich in sein Herz geschlichen und die Ans

fangsworte eines neuen Liedes. Wie hatte er sich auf den Heimweg gefreut, da er im helleren Glanz des Mondes, in der tieferen Stille der Spätnacht das kleine Lied zu Ende hätte den= ken können! Und das alles hatten die plumpen Hände zerstört. Zorn faßte ihn. Wer hatte das Recht, seine Dichterträume zu stören? Das Bild seines Bruders tauchte plötzlich vor ihm auf. Josef wohnte bei den Eltern in der großen Stadt, trieb sich den ganzen Tag in den Stras= sen umher und schrieb wilde Lieder zur Feier ter Revolution, jener Revolution, die ihn — André — gestern geknebelt hatte. Das war sein Bruder. Meilen, Meilen trennten ihn von dem. André hörte plötzlich das Pochen seines Langsam, schmerzhaft fiel Herzens. Traumschleier von ihm, heller wurde der fahle Morgenhimmel, der durchs Gitterfenster glotzte, Schritte klapperten über den Gefängnishof, die Zellengenossen atmeten, stöhnten im Schlaf. André fuhr auf. Er war nicht allein. Die Luft mit anderen Menschen teilen müssen und das karge Licht — nicht allein sein!

Die Tür rasselte. Ein Sansculotte trat ein. Ein stechender Blick traf den Dichter, ein Schädel beugte sich über ihn, schmierige Haarsträhnen streiften sein Gesicht. "Ein Neuer", krächzte
eine versoffene Stimme. "Noch nicht eingewöhnt. Wird sich schon machen — nicht wahr?"
wandte sich der Wächter an einen zweiten Gefangenen, der verschlafen auffuhr und verstört
in den fahlen Morgen starrte.

Dann siel die schwere Tür wieder ins Schloß. Nach und nach erwachten die anderen Zellengenossen. Keiner sprach. Träge, mit mechanischen, marionettenhaften Bewegungen erhoben
sie sich, trotteten zum Wasserbottich, wuschen
sich müde, der und jener bürstete seine Kleider;
dann schüttelten sie das Stroh zusammen, warfen sich wieder darauf und starrten zur Decke.

Eine Weile wieder war nichts zu hören als keuchendes Atmen.

Ein junger Mensch, dessen Kleider noch nicht so beschmutzt waren wie die der anderen, schlich nach dem Lager eines Alten.

"Berzeihen Sie, mein Herr," flüsterte er, "bleiben wir den ganzen Tag über hier?"

Der Alte blickte mißtrauisch nach der Tür. "Sag' Bürger und sag' du! Wenn dich der Wärter hört! Und sprich nicht so viel! Man soll nicht sprechen hier."

Run fühlte André den unerträglich dumpfen Dunst der Zelle. Ein Heimweh stieg in ihm auf nach dem Heuduft seiner Wiesen und wurde so stark, daß ihm die Tränen in die Kehle quollen.

Das Schritteprallen im Hofe klang häusfiger, stärker wurde das fahle Tageslicht.

Wieder rasselte die Tür. Der Sansculotte trat ein mit ein paar schmierigen, hochgeschürze ten Weibern. Frech blickte die eine André Chée nier ins Gesicht. Dann stieß sie eine andere an und sagte laut: "Das ist ein Feiner! Das wär' was!"

Sie trat näher, griff nach Andrés Kinn. Er wich zurück. Das Weib lachte giftig. "Ah, noch ein bischen schüchtern! Wird schon anders werden!"

"Hinaus, ihr alle!" schrie der Sansculotte die Gefangenen an.

üngstlich schlichen sie fort, einer hinter dem andern. Die Weiber schürzten die Röcke noch höher, faßten die Besen und wühlten den dicken Staub auf. — —

Mühsam schob André Chénier sich durch das Gewoge im Gefängnisgang. Langsam frochen die Gefangenen. Und wenn ein schlüsselklappernder Wächter nahte, drückten sie sich aneinander wie todgeweihte Schafe, wenn der Fleischer kommt. Wenige sprachen. Neue, die Fragen stellten, erhielten keine Antwort. Man sah sie nur mit einem schiefen, prüfenden Blick an und ging weiter. Vielleicht war der Neue ein Spion! Vielleicht waren sie alle ringsum Spione, die einen aushorchen sollten!

Alte Aristokraten, die einst die Peitsche geschwungen hatten über ihre Untertanen, Richster, die tausend Todesurteile gefällt, Gironsdisten und Konstitutionelle, die einst mit der Gewalt der Worte ihre Hörer fortgerissen hatten, sie alle waren stumm, zermürbt und stumpf geworden. Derselbe fahle, geistlose Glanz lag in aller Augen. Entsetzt sah ihn André Chénier. Würde er auch so werden nach Wochen und Monaten?

Schon hörte er vom Ende des Ganges her die heisere Stimme die Häftlinge wieder in ihre Zelle treiben. Da riß es ihn auf. Sine Gestalt schwebte an ihm vorüber. Schwebte, als schritte sie über heudustende, mondüberglänzte Wiesen im Gehölz von Versailles.

Gebannt blickte er ihr nach. Da wandte sie sich um, und ihn traf der Blick großer, lachender Augen. Blau waren sie wie noch gestern der Himmel über ihm. Ein paar Stirnlöckhen nickten, blonde Löckhen, so blond wie das Ührensfeld, in dem der Abendwind sang, gestern abend noch.

Als André Chénier wieder in seiner Zelle saß, erstand die leise Melodie, die er gestern bei seiner Wanderung gehört und in der bösen Nacht vergessen hatte. Worte fanden sich, klangen, klangen wie Glöckhen. Und als der schmutzige Wächter die Suppe brachte und die Glocke von Notre-Dame leise wie auß weiter Ferne sich durch die schweren Mauern stahl, hatte André ein kleines Lied erdacht von einem so reinen und tiesen Klang, wie er ihm noch nie beschert gewesen.

"Josephe!" rief Frau Chénier schon zum drittenmal aus dem Speisezimmer nach dem Arsbeitsraum ihres Lieblingssohnes hinüber. "Josephe, das Diner ist fertig!" Aber nur ein unswilliges Knurren antwortete und nervöse, hasstige Schritte.

Der Dichter der Revolution, wie ihn die Männer des Wohlfahrtsausschusses nannten, rannte nun schon den ganzen Nachmittag auf und ab in tiefen Gedanken. Bon Zeit zu Zeit hielt er inne, kaute an der Kielkeder und warf ein paar Zeilen aufs Papier, dann kuhr er durch das wilde Citohenhaar und nahm seinen Kundgang wieder auf.

Noch einmal rief die Mutter. Josephe schmiß die Feder auf den Schreibtisch, stampfte mit dem Fuße, daß der Pendel der Diana-Pen-düle in ängstliches Schwingen kam, schlug die rotweißblaue Portière zurück und trat ins Zimmer. "Ich verstehe dich nicht, Mama. Du weißt doch, daß ich arbeite!"

Demütig sah die weißhaarige Dame zu ihm auf: "Ich weiß, mein Josephe; aber eben darum mußt du essen. Du brichst sonst zusammen." Behutsam trat sie näher und küßte seine Stirne. "Mein Poet!" sagte sie leise.

Josephe kaute schon an einer Artischoke. "Jawohl, ich breche noch zusammen, wenn es so fortgeht. Binnen zehn Tagen soll mein Gesicht an die republikanische Tugend fertig sein. Es werden bei sechshundert Alexandriner. Wenn ich nicht, ohne mich zu rühmen, so sprachzewandt wäre...."

"Das bist du, Josephe, bei der Göttin der Bernunft, das bist du..."

Tadelnd fuhr er ihr in die Rede: "Mama, du weißt doch, daß Bürger Robespierre das höchste Wesen proklamiert hat!"

"Ich vergaß, verzeih, mein großer Sohn!"

"In diesen republikanischen Göttern findet sich niemand mehr zurecht," sagte die leise Stimme eines kleinen Herrn, der aus seinem Lehnstuhl aufstand und sich an den Tisch setze.

"Papa, du wirst dich noch um den Kopf reden! Ich als treuer Patriot kann solchen Lä-

sterungen nicht zuhören!"

"Du nimmst auf Josephe nicht die mindeste Rücksicht. Ihm kann das Geringste schaden. Was man bei anderen nicht beachtet, bei ihm, der in aller Munde ist, der — ach, wie viele! — Feinde und Neider hat..."

"Ich spreche ja nichts mehr," sagte der alte Herr noch leiser und drückte sich in seinen steis=

lehnigen Seffel.

Die beiden kümmerten sich nicht mehr um ihn. Josephe setzte der aufhorchenden, jedes Wort einsaugenden Mutter den Plan des bestellten Gedichts außeinander.

In eine Pause hinein sagte der Alte mehr für sich selbst: "Wollte nicht André heute kom= men?"

Die Mutter lachte hart und kurz auf: "Ans dré? Ich glaube, der weiß nicht mehr, daß wir auf der Welt sind. Wenn wir nicht Josephe hätten!"

Der Dichter trank sein Glas Likör leer, runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. "André ist sonderbar. Ich verstehe nicht, wie man so seine Zeit vergeuden kann. Er tut doch nichts als in Wald und Wiesen herumlaufen, im Gras liegen und in die Sonne schauen. Und das in einer Zeit, da das Vaterland jeden Mann braucht. Ich verstehe ihn nicht."

"Ja, wir verstehen ihn alle nicht mehr. Das

heißt, Papa ..."

In des alten Herrn Blick trat ein scheues Leuchten. Sehnsucht lag darin nach Sonne, Grün und Stille: "Ich verstehe ihn," sagte er leise.

Der Türhammer fiel; zum zweitenmal. Der alte Herr kroch aus seinem Sessel auf und ging.

Erregte Worte; ein unterdrückter Schrei. Dann Stille. Endlich kam der Bater zurück.

Er war blaß, und seine Augen waren selt=

sam starr. Er ließ sich in den Sessel fallen,

taub gegen jede Frage.

Plötslich raffte er sich auf. Seine Bewegunsgen waren mit einemmal bestimmt und zielssicher. Er ging zum Schrank und nahm seinen Staatsrock. Mühsam rang sich jedes seiner Worte los: "André sitzt in Saint-Lazare. Ich geh' zum Robespierre."

"Papa!"

"Papa! Mach doch keine Unüberlegtheit! Du schabest meiner Laufbahn!"

Der kleine Herr wandte um ein weniges den Kopf: "Wenn es so weitergeht, endet unser aller Laufbahn — ihr wißt schon, wo."

Die Tür fiel ins Schloß.

Die Mutter räumte den Tisch ab.

Und Josephe Chénier pries weiter in feingedrechselten Alexandrinern die republikanische Tugend.

Das Haus in der Rue Saint-Honoré, vor dem der alte Chénier aufatmend hielt, war hell und freundlich. Auf dem hohen Giebeldach ruhte die Sonne des Thermidor, aus dem Schornstein stiegen kerzengerade fröhliche Wölkchen in den seidigblauen Himmel, die Mauern glänzten schneeweiß getüncht, rosenrote Gardinen blähten sich im leisen Wind, und in den Fenstern blühten Geranien und Vergißmeinnicht. Im Hausgang roch es nach üpfeln und frischem Brot.

Ein blondes Mädchen gab dem Bater Chénier Auskunft. Der Bürger Robespierre — ihr Gesicht trug einen Schein der Andacht, als sie den Namen aussprach — sitze im Garten. Aber — sie runzelte die Stirn — er wolle, glaube sie, nicht gestört werden, da er Großes zu denken habe.

Der kleine Herr wischte den Schweiß von der Stirn und sagte mit zitternder Stimme: "Ich muß ihn dennoch sprechen."

Das blonde Mädchen hob die Schultern,

wies den Weg und verschwand.

Ein fröhlich-buntes Gärtlein grüßte. Rofen dufteten in reifer Fülle, weißer Jasmin schimmerte, Johannisbeeren leuchteten aus dem Grün, abseits in der vollen Sonne streckten sich Gemüsebeete, Spargel und Blumenkohl.

Der alte Chénier aber sah nichts von all der Helle und Freundlichkeit. Alopfenden Herzens schritt er über den sorgsam gereinigten Kies= weg, behutsam auftretend, als dürfe er die Sommerstille nicht stören. Ängstlich blickte er nach den dichten hohen Nußbäumen im Hintergrund, die — ihm schien es so — drohend aus dem lichten Bild sich abhoben.

Im Schatten dieser Bäume, auf einer Rassenbank saß ein Mann. Den Hut in den zitzternden Händen, den Atem anhaltend, stand der alte Chénier vor dem Einsamen, der ins Blättergrün aufsah nach einem leise singenden Vogel.

Ruckartig wandte der Sitzende endlich das Haupt. Ein tiefblasses Gesicht, starre, funkelnde Augen.

Chénier verbeugte sich. "Bürger Robes= pierre..." stammelte er.

"Nimm Platz, Bürger!" Eine leise Stimme sagte es. "Nimm Platz!"

Zitternd setzte sich der Alte. Die starren Augen ruhten auf ihm.

"Du wünscheft?"

"Bürger Robespierre, ich habe einen Sohn..."

"Ich weiß, ich weiß. Wer kennt ihn nicht, den Dichter unserer glorreichen Republik!"

Chénier schüttelte den Kopf. "Ich spreche nicht von Josephe; ich spreche von André, mei= nem jüngeren."

"Den kenne ich nicht."

"Ich glaub' es. Wenige kennen ihn. Er hat so still gelebt. Draußen im Wald in einem kleinen Haus. Nur seiner Wiese, seinen Träusmen."

Robespierre senkte den sorgsam frisierten Kopf. "Seinen Träumen." Dann hob er den Blick. "Nur seinen Träumen: Was tut er fürs Vaterland?"

Der alte Chénier errötete. "Verurteile ihn nicht, Bürger Robespierre. Er ist ein Eigener. Wenn er durch die Wiesen geht des Morgens oder im Mondglanz, da baut er seine Welt, eine stille Welt."

Der starre Zug um Ropespierre Mund löste sich, sein Auge verlor den harten Glanz für einen Augenblick. "Eine stille Welt." Er raffte sich auf. Seine Stimme klang scharf. "Er wird sich verträumen. Das Land braucht Taten!"

Der alte Chénier sah, sich sammelnd, auf ben Boden nieder in den Blätterschatten der Bäume. Dann blickte er langsam auf, leise, geheimnisvoll klang's: "Bürger Robespierre, ich glaube, die Tat wird kommen. Ich weiß nicht welche, aber ich fühl's, sie reift."

"Du fühlst, du glaubst. Wir brauchen rasche Tat. Das Land ist in Gefahr. Jeder Arm tut not." Ungeduld trat in seine Züge. "Was ist's mit deinem Sohn? Warum bist du bei mir?"

Der alte Chénier erblaßte: "Er ist — in Saint-Lazare."

Robespierres Mund weitete sich. Der Kopf grub sich in die Halskrause; ein mißtrausscher Blick traf den Alten. "In Saint-Lazare? Weshalb?"

"Das weiß ich nicht. Aber er ist unschuldig. Bürger Sohn? Warum bist du bei mir?"

"Das wird sich weisen. Das Tribunal wird sprechen."

"Bürger Robespierre, das Tribunal..."

Ein grüner Glanz trat in des Diktators Augen: "Das Tribunal, Bürger Chénier, ist gerecht!"

Der alte Chénier erschrak: "Gewiß, gewiß. Das Tribunal ist gerecht. Aber ... es braucht geraume Zeit, bis es entscheidet, und", ein Aufschrei war's, "André braucht Sonne und Wald, seine Seele stirbt in den Mauern!"

Wieder blickte Robespierre zu Boden. Für einen Augenblick trat ein irres, verfolgtes Suschen in seine Augen: "Die ganze Welt ist von Mauern umschlossen." Eine Weile Schweigen. Dann sah Robespierre wieder auf: "Dein Sohn hat seinen Träumen gelebt, sagst du. Ist er ein Poet?"

"Ja, Bürger Robespierre", antwortete der Alte leise.

Robespierre überlegte. Dann murmelte er: "Josephe läßt nach. Es mangelt ihm an Feuer. Bürger Chénier, wir brauchen einen Dichter, in dem die ganze Glut dieser Zeit lebt. Ich werde mit deinem Sohne sprechen." Er erhob sich.

Der alte Chénier zitterte. "Dank, tausend Dank! Dank!" Er haschte nach Robespierres Hand.

Der wehrte ab. "Laß! Ich bin kein Th= rann, bin ein Bürger wie du und jeder."

Langsam, von der Last seines Glückes bedrückt, ging der alte Chénier aus dem Garten. Satter Nachmittagsglanz lag auf Beeten und Bäumen. Der kleine Fink im Nußbaum begann sein Lied. Als der Alte auf die Straße trat, fuhr ein Karren vorüber, der Place de la Concorde zu. Todblasse Menschen führte er. Der alte Ché-nier hielt sich den Hut vors Gesicht, um nichts zu sehen.

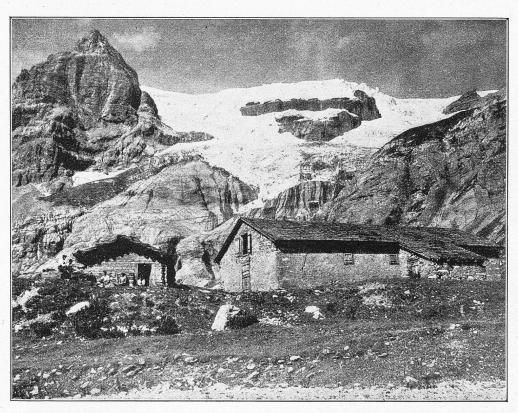
Schwer lag die Glut des Thermidor über der engen Straße.

Ein bescheibener Strahl der Sommersonne fiel durch ein Gitterfenster in Saint=Lazare auf

die Gedankenfülle, eine seltsame Unruhe ergriff ihn.

Und dann sah er sie. Sie schwebte vorüber wie das erstemal, ihre Augen leuchteten wie der Himmel und ihr Haar war blond wie das Ührenfeld am Rande des Waldes von Versailses. Und in diesen Augen lag so viel Glanz und Fröhlichfeit, als wäre sie eine Schäferin, die auf einer weiten, prangenden Wiese tanzte, und keine Gefangene von Saint-Lazare.

Aus diesem Bild erstand für André Ché-



Die Ober-Sandalp (1938 m)  $4^{1}/_{2}$  Stunden von Linthal am Sandalppaß gelegen. Links oben der Nordspikalpelistock (2918 m).

ein Blatt Papier, das André Chénier mit krausen Zeichen bedeckte. Noch immer stöhnten die Zellengenossen im unruhigen Schlummer, noch immer lagen Staub und Schmutz auf Boden und Lagerstätten. Aber André hörte und sah das alles nicht. Er lebte weit draußen in einem wundervollen Land voll Grün und Duft, in Wiesen und Wäldern, erfüllt von Vogelsang, überglänzt von reichster Sonne. In ihm blühte es wie nie zuvor von wundervollen Gedanken, von silbernem Vers und Reim. Er kannte niemand seiner Leidensgefährten, er sprach mit keinem. Nur wenn die Stunde kam, da sie alle nach dem Korridor getrieben wurden, stockte

nier eine ganze Frühlingswelt. Nie hatte er sie angesprochen, nie geforscht, wer sie sei. Ihm kann bewußte Schen hielt ihn zurück. Dies Wesen durste nicht sprechen wie andere Menschen, durste keinen gewöhnlichen sterblichen Namen tragen. Für ihn war sie die Entsernte, die Unerreichbare. "An die junge Gefangene" überschrieb er seine Gedichte. Unter diesem Namen — so spann sein Dichterehrgeiz den Traum — sollte sie fortleben in fernen Zeiten. Ein Wunsch aber hatte ihn nach und nach ganz erfaßt. Sie sollte seine Verse lesen, sollte wissen, daß in dieser toten Umwelt ein Mensch lebte, dem sie — die junge Gefangene — einen

Frühling gegeben, wie er noch keinen erlebt hatte. Pochenden Herzens trat er auf den Gang hinaus. Langsam, sich zur Ruhe zwinsgend, schritt er auf und ab. Da endlich: ein weißes Kleid, gleich einer hellen, schwebenden Wolke. Mühsam bahnte André sich durchs Gestränge einen Weg. Als er ihr die Zettel zusstechte, fühlte er die Weichheit ihrer Hand. Mit einem fragenden Lächeln blickte sie ihn an. Ansbre nickte und trat zurück. Mit doppelter Macht umschloß ihn die Frühlingswelt seiner Träume.

Tag um Tag ging dahin. Eine Perlenkette für André, Tag um Tag steckte er der jungen Gefangenen seinen Zettel zu, ein lieber Blick aus den blauen Augen lohnte ihm, und noch heller ward der Sonnenglanz seines Traumes.

Er hatte eben sein schönstes Gedicht geschrie= ben. Sein schönstes, das wußte er. Er er= staunte, als er's überlas. Voll tiefster Ungeduld wartete er. Die junge Gefangene kam nicht. Er wartete, wartete. Endlich! André trat das Blut zu Herzen. Sie war nicht allein. Ein fräftiger Herr schritt ihr zur Seite, trug ihr Réticule, beugte sich dann und wann zu ihr herab und flüsterte ihr ein Wort zu. Als sie vorüberschritten, traf André ein neugieriger Blick des Fremden. Im fahlen Licht des Kor= ridors sah der Dichter deutlich das volle Gesicht. Breite Lippen trug es, die feste, tierische Zähne sehen ließen, grüne Augen, in denen eine Welt von Nüchternheit lag. Wie ein Spuk zog's an ihm vorüber.

Den ganzen Tag lang saß André am Gitzterfenster. Oft und oft setzte er die Feder an. Er schrieb keine Zeile. Der Wälderduft verwehte, das Grün der Felder erblaßte, schwarzes Gewölk zog über seine Sonne. Schwer keuchte der Atem der Genossen durch die Zelle. Grau war das Licht, das durch die Fenster siel, hart und kalt die Gitterstäbe.

In der Halle zu Saint-Lazare drängten die wachthabenden Sansculotten aneinander wie eine Hühnerschar. Soeben war er um die Ecke verschwunden, noch hatte man das Ende des sorgsam gedrehten Zopfes gesehn, noch hörte man den Hall seiner Schritte. Was er wohl hier wollte? Er kam nie in die Gefängnisse. Auf der Tribüne im Saal der Deputierten und im stillen Hause in der Kue Honoré verlebte er seine Tage. Manche der Sansculotten sahen ihn zum erstenmal.

Der Kerkermeister öffnete die schwere Eisentür und rief in die Zelle hinein: "Bürger Chénier!"

André schraf auf.

"Vorwärts, vorwärts, man will dich sprechen!"

Er führte André in das einzige Zimmer des Hauses, dessen Fenster keine Gitter trugen. Der Dichter sah hinaus in den sonnigen Garten. Das Licht blendete ihn. So viel Luft! Und Bäume! Hohe, rauschende, tiefgrüne Bäume! André sog die Luft in sich ein wie einen ungewohnten Trank. Schwindel schüttelte ihn, Sehnsucht nach Freiheit schlich in sein Blut.

Zwischen ihn und den hellen Ausblick trat die Gestalt eines kleinen Mannes. Tiefliegende, starr gerade aus blickende Augen faßten ihn. "Bürger Chénier, kennst du mich?"

Undré schüttelte den Ropf.

Der breite Mund des andern verzerrte sich ein wenig. "Du bist wohl der einzige Mensch in Paris, der Kobespierre nicht kennt."

André riß es auf. Er verbeugte sich leicht. "Laß diese Manieren aus der Königszeit. Du bist ein freier Bürger wie ich!"

Ein kurzes, bitteres Lachen. "Ein freier Bürger, in diesen Mauern?"

Starrer blickten die Augen: "Hast du dich zu beklagen?"

Die warme Luft strich um Andrés Haupt. Ein Fink schlug an.

"Ich — möchte — frei sein — frei!"

Robespierre senkte den Kopf, daß der Zopf der Puderfrisur wagerecht in die Luft stand. "Es wird sich weisen, ob du dessen würdig bist, Bürger Chénier. Jetzt antworte mir. Wes-halb hat man dich hierhergebracht?"

"Ich weiß es nicht."

"Dasselbe sagte dein Vater, als er bei mir war."

"Mein Vater!" Das Bild des kleinen, von Sorgen zermürbten Mannes stand vor ihm. Wie lange hatte er ihn nicht gesehen! Er hatte keine Zeit gehabt für andere, auch für den Treuesten nicht, den Vater. Leise Reue erfaßte ihn.

Immer noch ruhte Kobespierres strenger Blick auf ihm. "Dein Vater sagte mir, du seiest ein Dichter. Was arbeitest du?"

André errötete. "Arbeiten. Kann man das Arbeit nennen? Ich schreibe nieder, was mir zuströmt. Ich denke nicht viel dabei." Robespierre wandte sich und sah nach dem Garten. War das nicht auch seine geheime Sehnsucht? Nicht arbeiten, nur fühlen. In Wald und Garten die Vögel hören und Blumen pflegen. In den wenigen Stunden, die ihm sein Ziel ließ. Wie wenige Stunden! Denn sein Ziel war unerbittlich, trieb, riß, peitschte ihn fort. Und der schlanke Mensch vor ihm?"

"Hast du das immer so gehalten?"

"Ich glaube ja."

Neid faßte Robespierre. Was ihm selbst nur seltene Feierstunden gewesen, das war dessen Leben?

"Ein leeres Leben also!"

Da sah André Chénier zum erstenmal frei auf, dem Jakobiner ins Gesicht. "O nein, mein Leben war reich."

"Es war leer, sag' ich dir!" Heiser stieß es Robespierre hervor. Und dann ruhiger: "Dein Ziel?"

"Ziel? Was ist Ziel? Gott wird wissen, was er mit mir vorhat."

Ein neuer, schärferer Blick voll tiefsten Miß= trauens. "Bist du Royalist?"

"Nein."

"Orleanist?"

"Nein."

"Also treuer Republikaner?"

"Ich weiß es nicht. Muß man denn etwas sein? Du selbst sagst, ich sei ein Dichter. Ist das nicht genug?"

Stärker ward die Mißgunst in Robespierre. Was ihm göttliche Aufgabe war, war diesem Träumer nichts?

"Genug, du bift ein Egoift. Ich will aber Milde üben und dich auf den rechten Weg führen. Das Vaterland braucht alle seine Söhne, jeder muß mit seinem Pfund wuchern. Bis alle Bösen zermalmt sind, bis das Reich Gotetes anhebt" — in seine Augen trat ein irres Leuchten —, "dann darfst du träumen, dann dürfen wir's alle. Setzt," fuhr er drohend sort, "noch nicht! Jetzt noch nicht!" Und ruhisger: "Dir hat das höchste Wesen ein Talent gegeben mit Willen, daß du es für die Menscheit nützest. Bürger Chénier, du wirst dich berpflichten, dein ganzes Können in den Dienst der großen Sache zu stellen!"

"Bürger Robespierre, ich verstehe dich nicht

ganz. Wie meinst du dies?"

Robespierre riß an der Halskrause. "Du

wirst bis morgen eine Ode schreiben, darin du die Segnungen des Wohlfahrtsausschusses preisest. Das Volk braucht schöne Worte. Schlag ein, und du bist frei."

Frei, frei! jubelte es in André. Frei! Licht, Luft, Sonne, Träume, Schaffen nach seinem Berzen! Nein, das nicht. Schaffen, wie es der vor ihm wollte. Dinge besingen, die ihm gleich= gültig, wenn nicht verächtlich waren. Ein Ker= fer, furchtbarer als der, dem er entrinnen würde. Und dann: das Bild der Blonden, Schwebenden erstieg vor ihm. Wäre es nicht Treulosigkeit, sie zu verlassen? Wenn sie ihn auch nicht mehr griffte, wenn auch der Feiste mit den Raubtierzähnen das Licht ihrer Gestalt verdunkelte. Sie war ihm doch mehr als ein Weib. Als ein Geschöpf seiner Phantasie liebte er sie, als sein Kind. Und dann wieder voll Dankbarkeit, daß sie es war, die ihm die schön= sten seiner Verse gegeben.

"Bürger Robespierre — ich kann nicht!"

Der Unterkiefer des Diktators schob sich vor. Katengleich drängte und duckte sich seine Gestalt. "Du willst nicht? Ist es nicht höchste Ehre, der Sänger des Vaterlandes zu heißen? Diese Ehre schlägst du aus? — Noch fünf Minuten Bedenkzeit."

Robespierre freuzte die Hände über dem Rücken und sah in den Garten. Und je tiefer sich sein Blick in das Grün der Bäume senkte, desto höher schwoll sein Haß gegen den, der diesem Grün ganz gehörte, der sich ihm, ungehemmt durch den furchtbaren Zieldrang, überließ wie ein Kind den Mutterarmen.

Scharf wandte er sich um. "Nun?" "Ich kann nicht."

Robespierre nickte. "Gut."

Der Sansculotte führte den Dichter wieder nach der Zelle. — — — — — — — —

Am Abend dieses Tages trug Ropespierres Schreiber in die geheime Liste einen neuen Namen ein.

Der dicke Begleiter der Blonden, Schwebenben, wie aus der Gefangenenliste ersichtlich, ein reicher Kaufmann aus Lhon, hatte des öfteren Unterredungen mit den Wächtern des Hauses. Es mußte doch auch unter den Sansculotten weichherzige und hilfreiche Menschen geben; denn in einer tiefdunklen Gewitternacht schlüpften durch ein Hinterpförtchen von Saint-Lazare zwei vermummte Gestalten, in einer engen Seitengasse wartete ein kleines Kabriolett, und bald sahen die beiden nur noch von ferne die Türme von Paris, wenn ein Blitz sie erleuchtete.

Ein paar Tage später standen zwei Elückliche auf Deck eines englischen Seglers, und der Herr Großkaufmann aus Lyon wollte seine erste ruhige Pfeise anzünden. Ein Fidibus fehlte. Da holte die junge Befreite aus ihrem Réticule ein paar engbeschriebene Blätter. Ein Leuchten, ein schnelles Berkohlen, die Pfeife hatte guten Zug. — —

Um dieselbe Stunde setzte Josephe Chénier aufatmend sein Finis unter die Hymne an die

"Vertu républicaine". — —

Und um dieselbe Stunde endlich bestieg sein Bruder André den Karren. Das kleine Beil mordete eine Welt von Hoffnung und Schönsheit.

# Flucht.

Du fliehst aus Welt und Tag und suchst die Sonne und Mond und Sterne deiner Einsamkeit. Und weißt nicht, daß ein Strahl aus einer Seele dir Licht und Glanz von tausend Welten spendet. Gertrub Bürgi, Daboss-Dorf.

# Robert Hohlbaum.

Seiner Liebe für deutsches Wesen hat der junge österreichische Dichter Robert Hohlbaum in seinem Sonetten-Zyklus, betitelt "Deutsch-land" beredten Ausdruck gegeben. Deutschlands markanteste Gestalten, von Wittekind bis Krupp, werden verherrlicht, und die Bewunderung für deutsche Art, die schon in mehreren früher erschienenen Novellen deutlich zu Tage trat, seiert in der hübsch illustrierten Sammelung ihren Triumph. Kleine rhythmische Fehler, die leicht zu ändern gewesen wären, stören zuweilen den starken Tonfall, z. B. im Sonett "Luther":

"Doch eines woll'n wir heute an dir preisen, du, zehnmal größer als die Neunmalweisen, die fremder Zunge Wissensschwall betört! Du bist, befreit von römischen Gebeten, als erster fühn vor deinen Herrn getreten mit deutschem Wort. — Und Gott hat dich gehört."

Die Korrektur: Doch wollen heut wir eines an dir preisen, hätte der Dichter seiner Sprache zulieb vornehmen sollen. Freilich über solche Äußerlichkeiten schaut man um der seinen Stimmungen und plastisch herausgearbeiteten Persönlichkeiten willen gern hinweg. Wer die 30 Sonette liest, durchwandert wirklich auf echt deutschem Boden, wo Sichenwälder Schatten spenden, Ströme rauschen, Dome zum Himmel ragen und in hochgiebligen Häusern Gelehrte

ihre Schätze sammeln, die Geschichte Deutsch= lands. Neben ihren wuchtigen Trägern fesselt die Wahrheit in den Gedichten "Deutsche Weih= nacht", "Raubritter" und "Maschinen". Z. B.:

"Im fremden Lande warft du uns verloren, in deutscher Weihnacht wirst du neu geboren, die stillen Friedens unser Herz berührt. Und über unser Leids verschneiten Wegen Strahlt flar und hoch des alten Sternes Segen, der uns in deine tiese Reinheit führt."

Ferner:

"Dein Feind, der Krämer, bleibt auf ewig wach. Wer in der Höhe hauft, der wird gefällt. Wer kriecht, besteht. Das ift der Lauf der Welt."

Man mag über die Unmasse von Gedicht= büchern jammern, so viel man will, das Bänd= chen hat seine Berechtigung.

"Traumsonne sank. Was nütt es, zu beweinen den weichen Tag, wenn harte Sterne scheinen! Ein Tor, wer seiner Zeit Gebot entflieht. Singt, Käder, singt, Hämmer, schlagt dröhnend drein,

woge zum Himmel, roter Essenschein! Brand, Räder, bremst! Doch braust ein deutsches Lied!"

Mit dieser Sonettenfolge (Verlag Gebr. Stiepel in Reichenberg i. Vöhmen 1923) hat der Dichter gleichsam nur seine Karte abgegeben. Den ganzen Hohlbaum lernen wir erst im "wil-